

Unverkäufliche Leseprobe aus:

Kögl, Gabriele
Das kleine Schwarze

Alle Rechte vorbehalten. Die Verwendung von Text und Bildern, auch auszugsweise, ist ohne schriftliche Zustimmung des Verlags urheberrechtswidrig und strafbar. Dies gilt insbesondere für die Vervielfältigung, Übersetzung oder die Verwendung in elektronischen Systemen.

© S. Fischer Verlag GmbH, Frankfurt am Main

Es musste eine Insel sein. Immer. Wo ich die Mitte war und das Meer sich um mich drehte. Nur kein Urlaub am Festland. Denn das Festland war schmutzig. Immer. Weil es sich nirgends abgrenzen konnte vom Dreck der Fabriken und den Wässern der Kloaken. In der Vorstellung musste es immer eine Insel sein. Und die Insel war immer eine Enttäuschung.

Schon am Flughafen, wenn das Neonlicht blendete und meinen Mann fahl leuchtete, wünschte ich mir Festland. Wenn die Koffer nicht kamen und das Förderband unbeladen seine Runden drehte, wünschte ich mir Festland. Wenn der Mann mich nicht mehr über den Ärger des Wartens hinwegtrösten konnte, weil er der eigene war, wünschte ich mir Festland. Da Festland in den nächsten Wochen vom Arrangement her nicht möglich war, schaute ich mich um. Ich sah ihn, nahm ihn aber noch nicht wahr als jemand, der herausstach aus der teigfarbenen Leibermasse. Noch war er bleich und abgespannt und grimmig, weil die Koffer nicht kamen, und die Frau an seiner Seite wartete mit einer Engelsgeduld.

Irgendwann fanden wir den richtigen Bus der richtigen Reisegesellschaft und hofften bei jedem Hotelstopp: »Bitte nicht hier!«

Aber wir kamen ihnen nicht aus, verglichen noch einmal den Prospekt mit dem Original, nichts war gleich, nur der Name des Hotels, und als wir uns weigerten auszusteigen, lächelte die Reisebetreuerin: »Beschweren können Sie sich, sobald Sie wieder zu Hause sind!«

Das Zimmer war kleiner und geschmackloser als erwartet, das Meer weit vom Zimmerfenster entfernt, und der erste Tag verging mit Zimmerwechseln und Zuzahlen.

Mein Mann lockte den Fernseher mit Butterbrot und Peitsche, mit Drücken und Schlagen. Als er endlich Bilder von sich gab,

holte Martin Sekt und Chips aus dem Kühlschrank und war fürs Erste zufrieden.

Ich sah mir die Gegend an. Streunte um die gepflegten Sträucher, deren Namen ich mir nie merken würde, und blieb erst stehen, als ich einen Zitronenbaum fand. Heimlich erntete ich eine gelbe Frucht und schlürfte den sauren Saft. Ein kalter Schauer durchrann mich.

Der Tennisplatz war Greenset, zu hart für meine Gelenke, ich eilte lieber zur Kinderschaukel, schwang mich hoch und wusste plötzlich, warum Erwachsene oft depressiv sind: Sie schaukeln nicht mehr. Ich schwang mich in die Höhe mit aller kindlichen Lust meines alternden Körpers. Im Schaukeln offenbart sich die Sinnlichkeit der Kinder. Man holt Schwung, und die Seele baumelt. Die Lust fährt in die Glieder. Wann war es mit einem Mann so schön, wie hier auf der Schaukel in den Himmel zu schwingen?

Dann im neu bezogenen Zimmer. Das kieselwaschende Meer war Martin zu laut, er übertönte es mit einem »Blaue-Lagune-Film«.

Langsam freundete ich mich mit dem Zimmer an. Ging barfuß auf dem Spannteppich, zwei, drei Schritte. Ich blieb nicht kleben. Schlug das Bett auf, eine leintuchüberzogene Wolldecke und das Kopfpolster eine steinharte Mortadella. In der Nacht öffneten wir die Balkontür wegen der Hitze, aber das Meeresrauschen war so laut, dass wir überlegten, wieder ein Zimmer auf die Rückseite hinaus zu nehmen.

Beim Frühstücksbüfett probierten wir am ersten Tag von allen Köstlichkeiten, das Gejaule aus dem Lautsprecher nahmen wir wohlwollend hin, und die anderen Gäste betrachteten wir mit Neugierde. Am zweiten Tag forschten wir die Nachbarstrände aus, verglichen die angrenzenden Hotels mit dem eigenen und kamen zu dem Schluss: Da haben wir noch Glück gehabt.

Vom Frühstücksbüfett nahmen wir jeden Tag weniger, schafften ein Auto an, um die schönsten Strände zu erkunden, die dann doch ebenso aussahen wie der sandige Halbmond vor dem Hotel. Mit einem Unterschied, dass man dort für die Benützung

eines Liegestuhls zahlen musste, während er im Hotelpreis inbegriffen war.

Am vierten Tag aßen wir nur noch Butterbrote zum Frühstück und schlossen Wetten ab, ob die Kassette mit den Song-Contest-Liedern vom letzten Jahr eingelegt würde oder ein Zusammenschnitt der Webberschen Musicalhits.

Das Urlaubshotel als gemeinsamer Feind verband. Wir hatten ein Thema, das über die eigenen Ungereimtheiten hinwegreden ließ.

Am fünften Tag reisten wir ab, obwohl für vierzehn Tage gebucht, um wieder Stadt zu erleben und Atmosphäre, in einem Hotel aus der Kolonialzeit, wie es der alternative Guide versprach. Über das Chinalokal auf der einen Seite des Hotels sahen wir hinweg und schauten hinüber zum Café Vienna auf der anderen Seite, das die erwartete Atmosphäre verhieß. Ich vergewisserte mich, ob unser Zimmer Meerblick hatte, und nahm es als eine Marotte der Hotelleitung, dass man über keine Kofferträger verfügte. Das gehörte wohl zur Patina.

Die Geruchsmischung von süßlichem Chinaessen und dem herben Wiener Kaffeehaus wurde von Stock zu Stock strenger, bis wir in dem ergrauten Zimmer standen, das noch alle Spuren fluchtartigen Aufbrechens unserer Vorbewohner aufwies.

Ich war noch immer gewillt, Atmosphäre zu finden, und zeigte Martin die luxuriöse Größe des Bades. Er bediente den Wasserhahn und blieb am Chrom kleben. Aus dem Rohr tröpfelte es wie aus einem prostatakranken Mann. Darunter ein Schild: »Please save water!«

Ich lachte laut auf, wollte Martin ermuntern, es kurios zu finden. Er tat es. Mir zuliebe.

Wir stellten unsere Koffer ab, der Geruch blieb, nein, auspacken mochten wir nicht, und ich vermied es, auf dem anti-quierten Spannteppich barfuß zu gehen.

An der Rezeption fragten wir nach einem anderen Zimmer.

»They look all the same, but you could change the floor if you want.«

Wir waren im obersten und lehnten dankend ab.

Martin wollte hinaus, in die Stadt. Egal, dass sie ausschließlich vom Tourismus lebte und ihre Infrastruktur auf Leute wie uns eingerichtet hatte. Zum Trost etwas kaufen. Egal was, und wenn es ein Schianzug wäre. Wie zum Hohn hatten an diesem Nachmittag alle Geschäfte geschlossen. So gingen wir den Hafen entlang, bestaunten die großen Frachtschiffe und noch mehr die Menschen, die hier badeten. Wir wollten uns ein Lokal für den Abend suchen und gustierten vor den ausgestorbenen Restoranthallen. Dabei mussten wir Acht geben, dass wir den Tavernas nicht zu nahe kamen, um von den Animatoren nicht mit Brachialgewalt hineingezogen zu werden.

Der Fisch schmeckte so würzig, wie das Hotel roch, und langsam begannen wir uns nach der Sterilität unseres Luxushotels zurückzusehnen.

Wieder im Zimmer, saßen wir auf dem Bett, weil die Laken als neutraler Ort erschienen. Martin sah ins Leere, im Luxushotel hätte er in den Fernseher geschaut.

Erst als ich mich ausgezogen hatte, spürte ich, dass auch das Laken klebte. Martin und ich hatten einander die ganze Woche nicht berührt, es gab keinen Grund.

Hier kroch er an meine Seite und klammerte sich an mich. Es ekelte ihn vor diesem Zimmer, vor diesem Bett. Ich war ein neutraler Ort.

Wir deckten unsere Körper mit unseren Körpern zu und versuchten, das Linnen so wenig wie möglich zu berühren. Aber irgendwann in dieser Nacht vergaßen wir das Laken und den Gestank und spürten und rochen nur mehr einander. Wenn wir diesen Urlaub längst vergessen haben würden, wird diese Nacht uns als Einzige in Erinnerung bleiben. Alles, was so ist, wie wir es erwarten, vergessen wir. Nur das Unerwartete bleibt.

Ein fremder Mann. Warum nicht? Die Überwindung des Fremden war der größte Reiz an der Sexualität. Ich überwand mich. Während mein Mann auf die vorbeiziehenden Koffer starrte, sah ich zu dem Fremden. Er war allein und starrte mich an. Wo war seine Begleiterin? Wie hatte er es angestellt, sich ihr zu entziehen?

Wenn er diesen Aufwand für mich betrieben hatte, machte er mir die Begegnung wert. Nur für mich hatte er seine Frau weggeschickt. Ich erinnerte mich, wie ich ihn mir bei der Ankunft auf der Insel ausgesucht hatte. Als einzig mögliches Abenteuer in der erholungswütigen Pärchenmasse. Seine Begleiterin hatte mich auf ihn aufmerksam gemacht. Weil sie nicht zu ihm passte. Nicht schön genug, nicht gestylt genug, unauffällig. Ich hatte ihn im Flugzeug beobachtet, hatte nach verräterischen Äußerungen oder Handlungen gesucht. Würde er nur den Sportteil in der ausgegebenen Zeitung lesen? Würde er so viel Wein trinken, wie er kriegen konnte? Oder laut reden, damit jeder hören musste, was er zu sagen hatte? Nichts von alledem. Nichts, was mir einen Grund gegeben hätte, diese unangefangene Geschichte abzuschließen.

Mein Mann beugte sich über das Förderband und zog mit einem Ruck den Koffer von der gummierten Rollbahn. Ich sagte, dass ich auf die Toilette müsste. Wartete keine Reaktion ab und ging zur Passkontrolle zurück. Ich war neugierig, ob er mir folgen würde. Beiläufig ließ ich meine Visitenkarte fallen. Wenn er mir nicht nachging, würde ich so tun, als wäre er mir gar nicht aufgefallen.

Knapp vor der Passkontrolle fasste mich jemand am Arm. »Sie haben etwas verloren.« Ich drehte mich um, nahm wortlos meine Visitenkarte, steckte sie in die Jackentasche. Er nahm meine Hand und zog mich am Damenklo vorbei, weiter in Richtung Herrentoilette. Ich blieb stehen, wehrte mich. Er sah mich fragend an. Nein, ich möchte aus keinem Herrenklo schleichen müssen.

Sonst legte ich größten Wert darauf, mit einer fremden Toilette möglichst wenig in Berührung zu kommen, hier war alles egal. Kaum war die Tür verriegelt, pressten sich unsere Münder aufeinander, suchte meine Zunge nach einem Gegenschlag, griffen meine Hände nach Fassbarem. Seine Frau. Mein Mann. Normalerweise mache ich das nicht. Und du auch nicht. Hoffentlich.

Ich trat die Brille mit den Füßen, polierte die Tür mit dem Rücken. Mir war heiß und kalt zugleich, ich war fasziniert von diesem Augenblick, mehr noch als von diesem Mann. Langsam

verebbten die Wallungen und ein sanftes Lächeln erweichte sein lustverzerrtes Gesicht.

Und jetzt, einfach weggehen, ohne ein Wort. Den Duft seiner schweißverklebten Haare auf den Fingern. Meinem Mann das Gesicht streicheln. Mit denselben patinierten Fingern. Er würde es nicht merken, zu ungeübt ist er darin, den Geruch anderer Männer zu erkennen.

»Deine Visitenkarte«, sagte der Fremde mit heiserer Stimme. Für ihn war es selbstverständlich, dass wir einander wieder sehen würden. Ich zögerte. Dieser spontane Austausch von Körpersäften würde sich nicht wiederholen. Trotzdem nestelte ich in meiner Jackentasche. Hielt ihm das weiße Kärtchen ergeben hin wie einem Polizisten den Führerschein. Erst jetzt sah ich, dass er wirklich schön war. Zu schön für einen guten Charakter. In seinem Lächeln lag Grausamkeit.

Ich war mir sicher, dass es immer das Gegenteil ist, weshalb wir uns mit einem Menschen einlassen: Ist er schön, wollen wir das Hässliche entdecken. Ist er hässlich, machen wir uns auf die Suche nach der inneren Schönheit. Seine Grausamkeit zu ergründen war mir ein weiteres Treffen wert.

Ich verließ den nüchternen Raum ohne ihn. Egal, ob er un beobachtet aus der Damentoilette fand. Es war genug, diesen Spontanakt wie eine Notdurft verrichtet zu haben.

Sie warteten auf uns. Seine Begleitung war geduldig, schien solche Situationen gewöhnt zu sein. Mich wunderte es nicht. Diesen Mann behielt man nur mit viel Geduld. Ich war froh, dass ich ihn nicht wollte. Keinen Moment damit verschwendete, auf ihn zu warten. Das gab mir ein Gefühl der Überlegenheit. Auch danach.

Nein, sie hatten einander nicht gefunden. Sie schauten nicht einmal voneinander weg, sodass ich auf eine Begegnung ihrer Augen hätte schließen können. Martin war ungeduldig, sogar etwas misstrauisch. Ich besänftigte ihn. Legte meine Hand begütigend auf seine Wange. Es machte ihn ruhig. Er roch den fremden Schweiß nicht, hätte mir nie zugetraut, wie ich eben war. Aber vielleicht wäre ich es nicht gewesen, wenn er es mir zugetraut

hätte. Arm in Arm verließen wir die Halle, ich spürte, wie mir das Sperma des Fremden entrann. Bald würde es auch einen mir fremden Geruch ergeben.

In Wien war es ungewohnt kühl für Anfang November. Die Aufgeräumtheit der Wohnung hatte etwas Steriles. Rasch öffnete ich meinen Koffer und warf ein paar Kleidungsstücke auf das gemachte Bett. Das Abhören des Anrufbeantworters sparte ich mir für später auf. Martin teilte seinen Kofferinhalt sofort in Schmutz- und Schrankwäsche. Ich konnte mich nicht entscheiden, legte lieber alles auf den Sessel, wo es noch für Wochen liegen würde. Wenn nicht Martin für mich entschied. Dann kam sicherheitshalber alles in die Schmutzwäsche.

Ich ging auf die Toilette, sah auf die Uhr und wartete drei Minuten. Danach war es selbstverständlich, dass ich mich dringend wusch. Ich fuhr mir mit der Hand zwischen die Beine und roch an der Hinterlassenschaft des Fremden. Ich fühlte mich nicht untreu. Weil ich Martin nichts weggenommen hatte. Was mit dem Fremden war, wäre mit Martin nie so gewesen. Ich fühlte mich höchstens verantwortlich für die fünf Minuten, die ich ihn hatte warten lassen.

Ich war mir nicht sicher, ob ich den Fremden wieder sehen wollte, und ging nicht ans Telefon. Den fremden Geruch hatte ich noch immer an mir und mit Martin seither nicht geschlafen. Nichts Außergewöhnliches. Es kam vor, dass wir drei, vier Wochen nicht miteinander schliefen. Nicht weil wir stritten. Es ergab sich nicht. Wir waren einander oft zu vertraut. Ein Lächeln oder ein gerade erfundenes Kosewort konnte die Lust für Tage ersetzen. Wenn Martin es wollte, widersetzte ich mich nicht. Eine Erklärung zu finden, warum ich mich verweigerte, war aufwendiger als das Spreizen der Beine. Da er sich meist sanft in mich bohrte, hatte ich keinen Grund zur Beanstandung. Er wusste meine Toleranz zu schätzen.

Umgekehrt war es genauso. Wenn ich ihn wollte, nahm ich ihn mir. Das unterschied die eheliche Pflicht von der Liebhaberei. Wenn beide warten, bis sie zur gleichen Zeit wollen, gibt es keine Pflicht.

Wir trafen Freunde. Ein zweites Ehepaar, das kinderlos war, das sogar beschlossen hatte, es für alle Zeit zu bleiben, um ausschließlich das eigene Leben zu leben. Ich dachte mir, irgendwann wird jede Freundschaft von Kindern bestimmt. Diejenigen, welche Kinder bekommen, haben plötzlich nur mehr Freunde mit Kindern. Die keine Kinder bekommen, mit kinderlosen. So gut kann eine Freundschaft fast nicht sein, dass einem das ständige Gerede über die sensationellen Kunststücke des Juniors nicht auf die Nerven ginge. Die Bekindeten aber können nicht verstehen, warum den Freunden die politische Entwicklung im Nahen Osten wichtiger sein soll als der letzte Entwicklungsschritt ihres Sprösslings.

Martin erzählte von der Insel. Obwohl es eine andere als im Vorjahr war, sind die Schilderungen austauschbar. Überall ist es wie. Jedes Jahr wie davor. Jede Urlaubslandschaft ist mit Gesehenem vergleichbar. Ich hatte nichts zu erholen. Erholen wovon? Vom Leben, das ich mir gewählt hatte? Nichts ist vollkommen. Weder eine Landschaft noch ein Hotelzimmer. Es gibt immer Straßen, die eine Gegend zerschneiden, und Hotelzimmer, deren Einrichtung nicht mit der Größe des Raumes harmoniert. Ich benötige den Fotoapparat, um das Vollkommene einzufangen. Indem ich das Störende weglasse. Meine Fotos lassen die Vollkommenheit erahnen, indem sie um die Realität betrügen.

Er würde vor Montag nicht anrufen. Ich wusste nichts von ihm. Keinen Namen, keine Adresse, keinen Beruf. Das Gesicht war meiner Erinnerung entschlüpft, nur die ins Gesicht fallenden dunklen Haare fielen immer wieder in die Stirn meines Gedächtnisses.

Prüderie war mir zuwider. Zumindest als Idee. Perversion schien mir nichts anderes zu sein als die Kultivierung von Sexualität. Niemand redet von der Perversion des Essens, wenn diverse Fleisch- und Fischarten nur mehr als Mousse oder Pastete angeboten werden und mit der ursprünglichen Form der Nahrungsmittel wenig zu tun haben. Bei der Sexualität ist es nicht anders. Wir benützen sie nicht nur als natürliche Form der Fortpflan-

zung, sondern haben sie kultiviert, mit feinen Gewürzen durchmischt und auf den Punkt gekocht.

Am Nachmittag kam Monika. Martin half ihr aus dem Mantel. Er konnte es nicht lassen, ihren Busen zu berühren, obwohl sie längst in einen anderen verliebt war. Martin glaubte noch immer, ein Anrecht auf sie zu haben.

Dabei war es schon zwei Jahre her. Im Sommer. Ich war mit Monika gerade von einer Insel zurückgekommen, und Martin hatte uns abgeholt. »Auf einmal habe ich bemerkt, wie attraktiv dein Mann ist«, hatte mir Monika nachher gestanden. Diese Bestätigung meiner Erkenntnis hatte mich stolz gemacht. Ich hatte immer schöne Männer. Viel schönere, als man mir zutraute. Als Monika mich gefragt hatte »Borgst du mir deinen Mann« und mich mit treuherzigen Augen ansah, konnte ich ihr die Bitte nicht abschlagen.

»Borgen heißt auch zurückgeben«, sagte ich.

Eine Zeit lang waren die beiden ziemlich verliebt ineinander. Aber sie hatten sich redlich bemüht, es mich nicht merken zu lassen. Wenn Martin drei Tage auf Geschäftsreise war, hatte er zufällig Monika mit nach Hause gebracht. Sie war neu eingekleidet. Martin hatte erwartet, dass ich mich freute, weil er Monika zufällig in der anderen Stadt getroffen hatte.

Welche Alternative hätte ich gehabt? Womöglich hätte ich beide verloren. So hatte ich beide behalten. Monikas Lust auf Martin verebte langsam, und er begann an meinem Körper wieder Gefallen zu finden.

Monika litt am Schicksal der Vielbegabten. Sie konnte alles gut. Darum hatte sie auch Interesse an allem und jedem. Konnte sich für nichts entscheiden. Auch das Jusstudium war nur eine Notlösung. Es erschien ihr so leicht, dass sie daneben noch alles Mögliche machen konnte. Monika glaubte nicht an sich. Weil sie sich nie anstrengen musste. Sie erkannte keinen Wert in ihren Tätigkeiten, dachte, sie bekäme die guten Noten nur, weil sie dem Lehrer gefiel. Weil sie charmant geantwortet hatte. Sie war Mitglied bei allen möglichen karitativen Organisationen. Als Rot-

Kreuz-Sanitäterin arbeitete sie genauso wie als Greenpeace-Aktivistin. Man musste ihr nur einen attraktiven Mann schicken, der ihr schöne Augen machte. Schon war sie Mitglied.

Monika hatte kein Interesse an Schilderungen von azurfarbenen Himmeln und weißen Stränden. Sie tat nichts aus Höflichkeit. Das mochte ich am meisten an ihr. Jedes lähmende Vorspiel der Freundlichkeit war überflüssig.

Sie erzählte, dass sie gerade Ehe übe. Mit einem verheirateten Mann. Ihre schwarzen Haare warf sie lässig aus dem Gesicht. Sie wippte leicht mit dem Fuß, als sie sagte: »Am besten gefällt mir sein kleiner Schwanz.«

Ich schaute verwundert.

»Weißt du, das macht es so angenehm«, erklärte sie, »ich spüre ihn kaum.« Dann musterte sie Martin. »Deinen Mann kann man sich nur als Liebhaber halten.«

Sie sah mich mitleidig an. Ich lächelte. So schlimm war es nicht.

Monika hatte schon immer was übrig gehabt für meine Männer. So hatte ich sie auch kennen gelernt. Als Nachfolgerin. Wie einen gut erhaltenen Mantel hatte sie einen Mann von mir nachgetragen. Später hatten wir ihn beide aus den Augen verloren, aber unsere Freundschaft hatten wir durch ihn gewonnen. Ich dachte an den Fremden von gestern. Ob ich ihn ihr vorstellen sollte? Ich konstruierte Situationen. Warum nicht kuppeln. Die Menschen finden auch dann nicht zueinander.

Ich hätte ihr gern von meiner Flughafengeschichte erzählt, nahm aber Rücksicht auf Martin. Weil ich mir dachte, dass Männer nicht einen Bruchteil dessen aushalten, was sie Frauen zumuten. Sie möchten sich der Frau vollkommen ausliefern, mit allen ihren Schwächen und Fehlern, und wollen, dass ihnen alles verziehen wird. Bärenstark geben sie sich im Beruf, in ihren schultergepolsterten Anzügen, mit ihren Laptops und Handys, von Termin zu Termin. Abends flüchten sie in unendliche Schwachheit und möchten nur um ihrer selbst willen geliebt werden. Unabhängig von Leistung und Verstand, wie Babys. Manchmal dachte ich, Martin betrügt mich nur, damit ich ihm nachher ausgiebig verzeihen kann.